

Lost Ski Area Projects

«In 30 Jahren wird es weniger Skigebiete geben»

Der deutsche Wissenschaftler Christoph Schuck hat zusammen mit seinem Kollegen Matthias Heise untersucht, wieso immer mehr kleinere und mittlere Skigebiete in der Schweiz den Betrieb aufgeben müssen. Im Interview erklärt er, wieso der Schneemangel nur einer von vielen Gründen ist und wieso er nicht glaubt, dass sich die Situation noch ändern wird.

Von Stefan Breitenmoser

Als Politikwissenschaftler aus dem Ruhrgebiet sind stillgelegte Skigebiete, sogenannte Lost Ski Area Projects (LSAP), auch im geographischen Sinne nicht das naheliegendste Thema. Wie sind Sie darauf gestossen?

Christoph Schuck: Das stimmt. Schwerpunktlich forschen wir im Bereich der internationalen Sicherheitspolitik, etwa zu Terrorismus und militärischen Interventionen. Uns hat aber das LSAP-Thema schon immer fasziniert, auch, weil wir Parallelen zu den Strukturwandelprozessen

wie beispielsweise im Ruhrgebiet erkannt haben. Der grosse Unterschied ist, dass die LSAP-Prozesse bisher kaum wissenschaftlich untersucht worden sind. Als Forschende reizt uns das Aufdecken solcher «weissen Flecke» natürlich ungemein.

Viele Schweizer werden wohl wehmütig, wenn Sie die Bilder in Ihrem Buch «Letzte Bergfahrt» betrachten. Geht es Ihnen auch so?

Aus der Perspektive eines begeisterten Skifahrers: auf jeden Fall. Und natürlich

besonders dann, wenn man sich bewusst macht, welch grosse, aber vergebliche Anstrengungen die Menschen in den betroffenen Gemeinden unternommen haben, um ihr Skigebiet doch noch zu retten.

Als Wissenschaftler sehe ich die Sachlage natürlich nüchterner: Viele der stillgelegten Gebiete waren einfach nicht überlebensfähig und hätten wohl dauerhaft massiv subventioniert werden müssen. Aus dieser Perspektive sind die Schliessungen schon auch nachvollziehbar.

Seit 2013 stehen die Bahnen im Skigebiet Confin auf dem San Bernardino grösstenteils still. Die Hoffnung auf eine Wiederaufnahme des Wintersportbetriebs lebt aber noch.



Bilder: Christoph Schuck

Sie konnten in Ihrem Buch drei übergeordnete Sachverhalte identifizieren, die den Überlebenskampf der Schweizer Skigebiete so kompliziert machen: den abnehmenden Stellenwert des Wintersports, den Klimawandel und topographische Probleme sowie betriebswirtschaftliche Fehlkalkulationen. Ist es aber nicht so, dass vor allem der Schneemangel zum Niedergang von kleineren und mittleren Skigebieten in nicht ganz so hohen Lagen führt?

Nein, nicht unbedingt. Schneemangel in niedrigen Lagen ist zwar definitiv ein immer grösser werdendes Problem, aber stärker wiegt noch immer der Trend, dass der skialpine Wintersport seit Jahren rückläufig ist. Es gibt immer weniger Skifahrende. Die Folge ist ein verschärfter Verdrängungswettbewerb zwischen den Skigebieten.

Da in diesem Verdrängungswettbewerb tendenziell die Skigebiete zuerst ausscheiden, die mit zusätzlichen Problemen wie beispielsweise Schneemangel zu kämpfen haben, wird der gut sichtbare Schneemangel schnell als die vermeintliche Hauptursache identifiziert – er allein kann die Schliessungen aber nicht erklären. Hier bedarf es gründlicher Untersuchungen, die wir gerade in einem weiteren Projekt mit Blick auf die gesamte Schweiz durchführen.

Sie sagen auch, dass der Sommer-tourismus immer wichtiger wird. Haben es viele Betreiber einfach verschlafen, ein Konzept dafür zu entwickeln?

Ja. Es ist schon auffällig, wie lange viele Betreiber von Bergbahnen ausschliesslich auf den Wintertourismus gesetzt haben und im Sommer ihre Beförderungsanlagen stillstehen lassen. Hier hat es ein Umdenken gegeben. Ziel dabei ist, dass die Bahnen ganzjährig Umsätze generieren.

Im Sommer werden die Bergbahnen genutzt, um den Gästen Downhill-Fahren mit Mountainbikes oder Trottinets zu ermöglichen oder sie zu aufregenden Kletterparks zu transportieren. Auch gibt es mittlerweile Pendant zu den Skischulen im Winter: Bikeschulen im Sommer. Bergbahnbetreiber sind da sehr kreativ geworden.

Ihre Studie stellt fest, dass ganz ähnlich wie bei vielen in der Welt auch bei den Skigebieten die Grossen immer grösser



Insbesondere für das Tessin ist der Niedergang des Skigebietes Confin tragisch, handelte es sich hierbei doch um das grösste Wintersportgebiet der italienischen Schweiz.

werden und die Kleinen langsam eingehen. Wieso ist das so?

Das liegt an den ungleichen Investitionsmöglichkeiten der Skigebiete. Gebiete mit vielen Pistenkilometern ziehen einfach mehr Gäste an. Die daraus resultierenden höheren Einnahmen werden in moderne Liftanlagen, Beschneigungssysteme und aufwändige Werbekampagnen investiert. Das können sich kleine Gebiete oft gar nicht leisten.

Die verbliebene Skikundschaft ist aber wählerisch, möchte Abwechslung, Komfort und Schneesicherheit, notfalls auch abgesichert durch künstliche Beschneigung. Denn wer möchte schon den sehn-

süchtig erwarteten Skiurlaub auf grünen Wiesen verbringen? Oder eine Urlaubswoche lang die ganze Zeit nur die Pisten von zwei alten Ankerliften nutzen? Für die kleinen Gebiete ist das ein Teufelskreis, der sie immer stärker nach unten zieht.

Könnten die kleinen und mittleren Skigebiete nicht eine zum Beispiel für Familien interessante Nische belegen?

Interessant vielleicht, aber ich fürchte nicht nachhaltig im betriebswirtschaftlichen Sinn. Auch wenn die niedrigeren Ticketpreise und die Kompaktheit kleinerer Skigebiete für einige Familien sicher-



Tatsächlich erinnern Bilder aus Bergstationen von stillgelegten Skigebieten – wie hier von dem Super St. Bernard – ein bisschen an Bilder aus Industriebrachen.



« Für mich sind Skigebiete architektonisch faszinierend. Ich habe Respekt vor der Ingenieursleistung. »

Christoph Schuck, Politikwissenschaftler und Professor an der Technischen Universität Dortmund

lich attraktiv sind, darf man nicht vergessen, dass auch die grossen Gebiete sehr erfolgreiche Anstrengungen unternommen haben, um Familien als Zielgruppe anzuziehen.

Familienfreundlichkeit ist eben kein Alleinstellungsmerkmal kleinerer Gebiete; auch, wenn die das gerne als ihren speziellen Standortvorteil zu vermitteln versuchen. Ein Beispiel dafür ist das in unserem Buch vorgestellte LSAP Erner Galen im Wallis. Das kleine Skigebiet hatte mit letzter Kraftanstrengung versucht, mit dem Bau eines Trainerliftes attraktiver für Familien zu werden. Geholfen hat es leider nicht.

Sind also alle kleinen oder mittleren Skigebiete zum Tode verurteilt, wenn die Temperaturen weiter steigen, wie ja die zahlreichen Beispiele der eingestellten Tallifte zeigen?

Hier muss man unterscheiden: Es gibt Skigebiete, die isoliert betrachtet Verluste machen, aber durch ihre blosse Existenz

einen sehr wichtigen Effekt auf die Hotel- und Gastronomielandschaft und auch auf die Preisstabilität von Ferienwohnungen und Immobilien ihrer Gemeinden haben. Solche Faktoren können den Fortbestand eines auch defizitären Skigebietes absichern.

Problematisch wird es, wenn dieser Effekt eine zu grosse Schlagseite bekommt: Wenn etwa für einen touristisch ohnehin nicht so wichtigen Tallift eine teure Reparatur erforderlich wird, Schneekanonen angeschafft oder Konzessionen verlängert werden müssen, wird dieser stattdessen stillgelegt.

Inwiefern kann jetzt schon gesagt werden, dass die Pandemie-Situation im letzten Jahr einen Genickbruch für einige Skigebiete darstellte? Gibt es schon Zahlen?

Noch liegen keine belastbaren Zahlen vor. Es ist aber davon auszugehen, dass gerade für bereits in finanziellen Schieflagen befindliche Skigebiete ein Saisonausfall

ohne Kompensation durch die öffentliche Hand nur schwer zu verkraften sein dürfte. Fixkosten fallen ja auch an, wenn die Lifte stillstehen.

Im Buch gehen Sie detailliert auf die Geschichte und Situation der vier ehemaligen Skigebiete Erner Galen, Hungerberg, Winterhorn und Confin ein. Bei den ersten drei handelt es sich um klare LSAP. In Confin/San Bernardino, dem grössten Skigebiet der italienischen Schweiz, besteht allerdings noch Hoffnung auf einen weiteren Betrieb der seit 2013 grösstenteils stillstehenden Bahnen. Ist diese Hoffnung realistisch?

Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt. Aber klar ist auch, dass es mit jedem Jahr des Stillstands teurer wird, ein Skigebiet zu reaktivieren. Wenn dann zu solchen Fragen noch Meinungsverschiedenheiten zwischen Betreiber und Gemeinde bestehen und sich kein externer Investor bereit erklärt, viel Geld zur Verfügung zu stellen, dürfte eine Wiederinbetriebnahme des Confin-Gebietes an ein Wunder grenzen.

Die Gemeinde Mühlebach scheint mit der Einstellung des Erner Galen am besten umzugehen, wurde seither doch das «Musikdorf Ernen» etabliert, eine Hängebrücke gebaut, eine Bergstation zum Hotel umgenutzt und allgemein der naturnahe Sommertourismus gefördert. Trägt diese Einschätzung?



Bereits seit 2007 ist das Skigebiet Erner Galen geschlossen, die Neuausrichtung scheint insbesondere mit der Etablierung des «Musikdorfes Ernen» jedoch einigermaßen gelungen zu sein.



Nein, den Eindruck haben wir auch. Wo bei Ernen/Mühlebach schon vor der Schliessung des Erner Galens den Vorteil hatte, dass der Sommertourismus vergleichsweise gut entwickelt war.

Dazu kommt paradoxerweise, dass im Winter die Gemeinde nun von der Nähe zur grossen Aletsch Skiarena profitiert – also genau dem Gebiet, das dem Erner Galen während seines Bestehens viele Skifahrende abgeworben hat.

In Obergoms mit dem Hungerberg verlaufen unter der ehemaligen Liftschneise Wasserleitungen, da man auch auf regenerative Energien setzt. Ist das ein erfolgsversprechender Ansatz oder konkurrieren sich die Ideen eines naturnahen Tourismus und der Energiegewinnung im alpinen Raum nicht gegenseitig?

Der Bau eines Kraftwerkes unterhalb eines aufgegebenen Skigebietes ist natürlich originell. Da das aber mit einer ganz speziellen Topografie erst möglich wird, ist so etwas sicher keine naheliegende Option für die meisten anderen stillgelegten Skigebiete.

Trotzdem muss man feststellen, dass sich das Obergoms mit dem Aufbau einer umweltfreundlichen Energiewirtschaft ein Stück weit aus der Abhängigkeit vom skialpinen Tourismus befreien konnte. Dies in Verbindung mit einem starken Fokus auf den Skilanglauf hat die negativen Folgen der Schliessung des Skigebietes recht gut kompensiert.



Bilder: Christoph Schuck

Dem Winterhorn wurde nicht nur die Nähe zu Andermatt zum Verhängnis, sondern insbesondere dass der Gotthardtunnel in Göschenen und nicht am Gotthardpass startet.

Allgemein gesprochen gibt es aber gewiss Reibungspunkte zwischen dem Wunsch nach naturnahem Tourismus und Energiegewinnung, selbst wenn diese regenerativ erfolgt. Ein Beispiel dafür sind Windkraftanlagen oder Staumauern von Talsperren, die von einigen Menschen als ähnlich störend und invasiv wahrgenommen werden wie Skigebiete oder Passstrassen. Hier werden sich die Gemeinden und Kantone entscheiden müssen, welchen Weg sie einschlagen möchten.

In welchen Alternativen zum Skitourismus liegen die grössten

Chancen für die betroffenen Gemeinden?

Es liegt immer auch in den naturräumlichen und infrastrukturellen Gegebenheiten der Gemeinden begründet, wie man sinnvoll mit dem Verlust eines Skigebietes umgeht. Bei der Neuausrichtung von Tourismuskonzepten dürfte aber grundsätzlich wichtig sein, dass man vor allem saisonübergreifende Lösungen anstrebt und darauf achtet, Wege zu finden, die Touristen für mehrtägige Aufenthalte am Stück in den Gemeinden zu gewinnen. Sinnvoll ist auch, sich nicht allein auf den Tourismus zu verlassen. Hier



Das Skigebiet Winterhorn in Hospental im Kanton Uri, hier auf einem Bild aus dem Jahr 2015, wurde 2009 sogar auf Ricardo zum Verkauf angeboten.

Zur Person

Prof. Dr. Christoph Schuck ist Dekan der Fakultät Humanwissenschaften und Theologie und Professor für Politikwissenschaft an der TU Dortmund. Neben seiner Kernforschung im Bereich der internationalen Sicherheitspolitik möchte er auch immer den Blick über den fachlichen Tellerrand hinaus richten. So kommt es, dass er mit seinem Team auch Ursachen und Folgen untersucht, die sich aus aufgegebenen Skigebieten (LSAP) ergeben. Die Forschungsergebnisse wurden unter anderem in dem Bildband «Letzte Bergfahrt» im AS-Verlag veröffentlicht. (bre)

Weitere Infos: www.christoph-schuck.de



Die Gomsbridge zwischen Fürgangen und Mühlebach überquert die Lamma-Schlucht in 92 Metern Höhe über dem wilden Rotten.

kann der Aufbau der regenerativen Energiegewinnung im Obergoms als weiteres Standbein als ein Beispiel dienen.

Muss es zwingend eine Kombination verschiedener Ansätze sein?

Eine Kombination mehrerer Ansätze bedeutet zunächst vor allem eine Risikominimierung. Stellen Sie sich vor, eine Gemeinde setzt ihr ganzes touristisches Potential auf einen einzigen Golfplatz – und dann regnet es den ganzen Sommer. Eine Fokussierung ist aber trotzdem hilfreich, um das Besondere der Gemeinde zu betonen. Die Gemeinde

Ernen macht das zum Beispiel mit Blick auf ihr «Musikdorf» ziemlich erfolgreich.

Wichtig ist auf jeden Fall, dass die Einzelkomponenten des touristischen Ansatzes gut aufeinander abgestimmt sind. Wenn, um bei unserem Beispiel zu bleiben, eine Gemeinde zwar einen herausragenden Golfplatz, aber nur Jugendherbergen als Unterkünfte hat, wird es schwierig werden, eine anspruchsvolle golfende Zielgruppe anzuziehen. Das Gesamtpaket ist also stets entscheidend.

Die Skiliftanlagen sind nebst Talsperren und Lawinenverbauungen die prägenden Beispiele der alpinen Baukultur. Wie viel geht verloren, wenn sie abgebaut werden?

Schönheit liegt im Auge des Betrachters. Für mich sind Skigebiete architektonisch faszinierend. Ich habe Respekt vor der Ingenieursleistung. Mich begeistert es, wenn ich alte Ankerlifte sehe und mir vorstelle, wie viele Menschen sie in ihrer oft schon über 50-jährigen Betriebsdauer den Berg hochgezogen und damit ziemlich glücklich gemacht haben. Und ich frage mich immer voller Neugier, wie es bei einer Liftrasse wohl hinter der nächsten Kuppe aussieht.

Einige andere Menschen empfinden Lifte und Pistenschneisen als Verschandlungen. Auch wenn ich es nicht teile, habe ich Verständnis für einen solchen Blickwinkel. Planierte «Pistenautobahnen» sehen im Sommer zum Beispiel wirklich schrecklich aus.

Von Seiten der Umweltschutzverbände wird die Etablierung zusätzlicher Nationalparks gefordert. Die Alpen sollen zumindest stellenweise wieder Wildnis werden, was das naturnahe Erlebnis fördern würde.

Doch durch den Abbau der Liftanlagen wird auch wieder Bauland frei und Nachfolgeprojekte für LSAP bedingen oft, dass – teilweise auch ausserhalb der Bauzonen – wieder gebaut wird. Ein Dilemma?

Es gibt durchaus Fälle, dass aufgegebenes Skigebiete umfassend renaturiert werden. Das LSAP Hospental / Winterhorn ist nur ein Beispiel für einen solchen Weg. Man darf aber bei dem verständlichen Wunsch nach unberührter Naturfläche in den Alpen nicht vergessen, dass Skigebiete ohnehin nur einen sehr kleinen Teil der Gesamtfläche ausmachen.

Der WWF – gewiss nicht im Verdacht stehend, Umwelteingriffe zu verharmlosen – kommt zu dem Ergebnis, dass die Fläche aller Skigebiete in den Alpen 142 685 Fussballfeldern entspricht, also umgerechnet gut 1000 Quadratkilometer. Bei einer Gesamtfläche der Alpen von rund 190 000 Quadratkilometern entspricht das weniger als 0,6 Prozent.

Sicher ist es wichtig, Umweltschutz und Nachhaltigkeit gerade in einem vulnerablen Naturraum wie den Alpen gross zu schreiben. Das Ausweisen von Nationalparks und die Förderung naturnaher Erlebnisse müssen dabei aber nicht in Konkurrenz zu Skigebieten stehen.

Wie wird sich Ihrer Meinung nach die Landschaft der Schweizer Skigebiete in 30 Jahren präsentieren?

Es wird weniger Skigebiete geben und kaum mehr welche in niedrigen Lagen. Die verbliebenen Gebiete werden durch viele Zusammenlegungen und Liftverbindungen noch grösser sein. Künstliche Beschneigung wird nahezu flächendeckend als Ergänzung zum Naturschnee eingesetzt werden.

Aufgrund des zu erwartenden technologischen Fortschritts glaube ich, dass die Eingriffe in die Natur trotz allem weniger invasiv erfolgen als heute. Und ich habe die Hoffnung, dass es ein konstruktives Miteinander von skialpinem Wintersport und einem nachhaltigkeitsorientierten Umweltschutz geben wird. Sich gegenseitig die Existenzberechtigung abzuspüren, wird auch in 30 Jahren keine Lösung sein. ■

Buchtipp

Letzte Bergfahrt: Aufgegebene Skigebiete und ihre touristische Neuausrichtung, Matthias Heise und Christoph Schuck (Herausgeber); AS Verlag Zürich; 2020; gebundene Ausgabe; 240 Seiten; ISBN 978-03913-011-5; 58 Franken

